

WOLFGANG WETTSTEIN

DER FLUCH

KRIMINALROMAN

TVZ



Wolfgang Wettstein

Der Fluch

T V Z

Wolfgang Wettstein

DER FLUCH

Kriminalroman

T V Z

Theologischer Verlag Zürich

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung

Mario Moths, Marl

unter Verwendung einer Fotografie von Ursula Markus

© Ursula Markus, Zürich

Druck

CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-290-18445-2 (Print)

ISBN 978-3-290-18446-9 (E-Book: PDF)

© 2022 Theologischer Verlag Zürich

www.tvz-verlag.ch

Alle Rechte vorbehalten

Für die Liebe meines Lebens
Carmen

Ist denn wohl unser Begriff von Gott etwas weiter
als personifizierte Unbegreiflichkeit?

Georg Christoph Lichtenberg,
Sudelbücher

*Wer Wind sät,
wird Sturm ernten
Hosea 8,7*

Unverhofft, aber nicht unerhofft, verstarb

Prof. Dr. theol. Fritz Uhland

3. September 1958 – 30. April 2019

*Professor Fritz Uhland war seit 2007 Professor für Altes Testament
an der Theologischen Fakultät Zürich.*

*Mit ihm verliert die akademische Welt einen streitbaren Denker
und unbequemen Kritiker, der mit seiner ungehobelten Meinung
vielerorts aneckte.*

Die Theologische Fakultät in Zürich gedenkt seiner in kurzer Stille.

Universität Zürich, 30. April 2019

*Die Trauerfeier findet im engsten Familienkreis statt.
Blumenspenden sind nicht erwünscht.*

Er zuckte zusammen, als er die Todesanzeige las. Das Blut pochte in seinen Ohren, eine Ader an der Schläfe schien fast zu platzen. Mit zittrigen Händen legte er die Neue Zürcher Zeitung auf den Esszimmertisch. «Wer zum Teufel hat mir diesen makabren Streich gespielt», presste Fritz Uhland zornig hervor. Er ballte seine rechte Faust so stark zusammen, dass die Fingerknöchel knackten. «Na warte, Bürschchen, wenn ich dich erwische, wirst du das bitter bereuen!» Er riss die Seite

mit den Todesanzeigen aus der NZZ, faltete sie in der Mitte und las seine eigene Todesanzeige noch einmal. *Wer Wind sät, wird Sturm ernten*. Was soll der Vers aus der Gerichtsrede des Propheten Hosea, der mit einer Hure verheiratet war? Wollte ihm da jemand drohen? *Unverhofft, aber nicht unerhofft, verstarb Professor Uhland*. Nicht unerhofft, also erhofft! Irgendjemand wünschte ihm den Tod. Wer konnte das sein? Ein Kollege? Uhland schüttelte den Kopf. Kaum. Auch wenn er immer wieder kleine Scharmützel mit dem einen oder anderen ausgefochten hatte. Er las weiter. *Die Theologische Fakultät gedenkt seiner in kurzer Stille*. «In kurzer Stille», murmelte Uhland und lachte trocken auf. Eher ein Student. Ja, es musste ein Student gewesen sein. Immer wieder beklagten sich welche bei ihm, wenn sie bei einer Klausur durchgefallen waren. Er scheute sich auch nicht, eine schludrig geschriebene Seminararbeit mit einer ungenügenden Note zu bewerten. Das gab manchmal Streit, sogar Tränen waren schon geflossen. Aber dadurch liess er sich nicht erweichen. Er war streng, ja, aber er hasste Nachlässigkeiten. Ein Student fiel ihm ein, dem er eine solche Tat durchaus zutraute. Er hatte ihn dabei erwischt, wie er während einer Klausur einen Spickzettel auf dem Handy benutzte. Als er ihn deswegen zur Rede stellte, log er frech. Das Handy habe er nur aus der Tasche genommen, weil ihm seine Freundin per SMS alles Gute zur Prüfung gewünscht hatte. Ha! Wie hiess der noch? Ja, Taubner. Gregor Taubner. Wegen seines Betrugs wäre der Bengel fast von der Uni geflogen. Der könnte es gewesen sein. Ja, Uhland war sich fast sicher, dass er es war. Er überlegte, wie er ihn überführen konnte. Als Erstes würde er diese Unverschämtheit noch heute dem Dekan melden. Vielleicht erstattete er auch eine Strafanzeige. Der Kerl sollte nicht ungeschoren davonkommen. Wer sich mit ihm anlegte, würde das büssen müssen.

Seine gute Laune war verflogen. Dabei hatte der Morgen so gut begonnen. Er war spät aufgewacht, die Frühlingssonne hatte warm durch das geöffnete Schlafzimmerfenster geschienen. Auf dem nahen Rigiblick zwitscherten die Vögel. Es duftete nach Osterglocken. An der Uni hatte er heute keine Verpflichtungen. So konnte er sich seinem Buch widmen, an dem er seit zwei Jahren arbeitete. Den Titel hatte er bereits mit dem Verlag vereinbart: «Die wunderliche Karriere eines kleinen Wettergottes. Die Geschichte Jahwes zum einzig wahren Gott». Noch im Morgenmantel ging er auf den Balkon und machte ein paar Turnübungen, um dem Alter zu trotzen. *Mens sana in corpore sano*. In der Küche brühte er sich eine Kanne Filterkaffee, toastete zwei Scheiben Weissbrot und kochte ein Frühstücksei. Während die Eieruhr tickte, betrachtete er im Wohnzimmer wie jeden Morgen eines seiner Gemälde. Heute hatte er sich eine postkartengrosse Pastellkreidezeichnung von Max Liebermann angeschaut, «Figuren am Strand». Darauf waren Menschen zu sehen, die an einem Sandstrand flanierten. Sie waren mit kräftigen Strichen in rot, blau und gelb gemalt, eine Dame in Weiss mit Sonnenschirm, ein Mann mit Strohhut, ein Kind mit rosaroten Waden, flirrendes Sommerlicht, das keine Schatten warf, im Hintergrund das Meer. Jedes Mal, wenn Uhland die Zeichnung sah, wurde ihm leicht ums Herz. Die Unbeschwertheit eines Sommers. Als die Eieruhr klingelte, wandte er sich vom Bild ab. Morgen würde er die Flusslandschaft von Peter Brueghel betrachten.

An jeder Wand im Wohnzimmer, im Flur und im Esszimmer hingen dicht an dicht Bilder und Zeichnungen berühmter Künstler.

Er ging am Cembalo vorbei, auf dem er jeden Abend Stücke von Bach spielte. Darauf stand eine Marmorskulptur mit einer kauernenden Frauengestalt von Auguste Rodin. Sie war

zart und gebrechlich. Uhland liebte dieses Werk. Sein Vater war ein begnadeter Kunsthändler gewesen, der ihm nach seinem Tod ein beträchtliches Erbe an hochkarätigen Gemälden hinterlassen hatte: Aquarelle von Franz Marc, Otto Dix und Paul Klee, Farblithografien von Emil Nolde, Holzschnitte von Edvard Munch und Ernst Ludwig Kirchner. Sogar ein Ölgemälde von Claude Monet und ein Porträt von Auguste Renoir nannte er sein Eigen. Insgesamt zweiundsiebzig Kunstwerke hatte er aufgehängt. Weitere Hunderte Gemälde lagerten gut verpackt auf dem Dachboden. Sie hatten einen Wert von vielen Millionen Franken. Dennoch hatte er es nie für nötig befunden, eine Sicherheitsanlage zu installieren. Einbrecher könnten jederzeit die Gemälde von den Wänden nehmen und ungestört aus seiner Wohnung spazieren. Doch er hielt es für einen Frevel, Kunstwerke in Banktresore einzuschliessen oder an Sicherheitsanlagen festzuketten. Dazu waren sie nicht geschaffen. Er genoss es, die Gemälde in aller Ruhe betrachten zu können, ihr finanzieller Wert war ihm gleichgültig. Er befürchtete auch nicht, dass ihm jemand seine Schätze entwenden könnte. Seit seine Frau vor neun Jahren gestorben war, hatte er nur selten Besuch. Niemand ahnte, dass es sich bei den Kunstwerken um Originale handelte.

Beim Frühstück las er wie immer zuerst den Auslandteil der NZZ. Dann schenkte er dem Feuilleton seine Aufmerksamkeit. Jeden Dienstag schlug er die Seite mit den Todesanzeigen auf und studierte sie sorgfältig. Neben sich hatte er einen Ordner liegen, in dem er das Datum jeder Todesanzeige notierte, das Alter des Verstorbenen und wie viele Trauernde aufgeführt waren. Besonders interessierte ihn, welche Gedenksprüche die Hinterbliebenen ausgesucht hatten: einen Bibelvers, ein Gedicht oder einen profanen Poesiealbumspruch? Die Texte schnitt er aus und klebte sie in seinen Ordner. Das tat er schon

seit Jahren. Er wollte wissen, wie sich der Untergang der christlichen Kultur in den Todesanzeigen niederschlug. Heute war die Ausbeute nicht ganz so tröstlos. Eine Traueranzeige für den ehemaligen Rektor des Rämibühl-Gymnasiums war mit einem Gedicht von Joseph von Eichendorff überschrieben. «Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus, flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus.» Über der Anzeige für eine jung verstorbene Frau stand ein Bibelvers des Propheten Jesaja: «Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein». Das gab es immer seltener. Kaum jemand wählte heute noch ein Zitat aus der Bibel. In seinen Ordner klebte er auch zwei Poesiealbumsprüche: «Aus unserem Leben bist du gegangen, in unseren Gedanken lebst du weiter.» Und: «Menschen, die wir lieben, bleiben für immer, denn sie hinterlassen Spuren in unserem Herzen.» Er fand solche Sprüche fürchterlich banal. Und verlogen. Denn schon nach kurzer Zeit waren die Toten vergessen. Niemand interessierte sich mehr für sie.

Als er die Zeitungsseite mit den Todesanzeigen umgeblättert hatte, war er auf der Rückseite auf seine eigene Todesanzeige gestossen. Er war aufgewühlt. Wer hatte ihm das angetan? Den Gedanken an seinen bevorstehenden Tod ertrug er ohnehin nur schwer. Seit er im letzten Jahr seinen sechzigsten Geburtstag begangen hatte – zum Feiern war ihm nicht zumute gewesen –, wähnte er sich auf einer Rutschbahn. Am Ende stand der geöffnete Sarg, auf den er unaufhaltsam zuschlitterte. Er hatte nur noch wenige Jahre vor sich, dann war es vorbei. An eine Auferstehung der Toten glaubte er nicht. Mit dem Tod war Schluss. Welch eine Vergeudung von Wissen und Erfahrung, dachte Uhland bekümmert. Wenigstens lebte irgendetwas von ihm in seinem Sohn weiter, der wie er eine akademische Laufbahn eingeschlagen hatte. Doch den Höhepunkt von Florians

wissenschaftlicher Arbeit würde er nicht mehr erleben. Und in tausend Jahren wäre ohnehin nichts mehr von ihm übrig. Missmutig knüllte er die Seite mit den Todesanzeigen zusammen. In diesem Moment klingelte die Haustür. Nanu, wer mochte das wohl sein? Umland erhob sich von seinem Stuhl, ging ins Entrée und blickte auf den Monitor der Überwachungskamera. Er runzelte die Stirn. Einen Moment zögerte er, dann drückte er den Türöffner.

Dreizehn Tage zuvor

Mit seinem braunen Gummistiefel stieß Lothar Otterbach den Spaten in den Lehmboden, wuchtete ein schweres Stück heraus und warf die triefend nasse Erde daneben auf einen Haufen. Er wollte in seinem Schrebergarten einen Feigenbaum pflanzen. Dazu musste er ein tiefes Loch ausheben. Er atmete schwer. Die Schufferei ging ihm ganz schön in die Knochen. Gestern Abend hatte er den Baum in der Gärtnerei Hauenstein in Rafz geholt und mit seinem Lieferwagen nach Wipkingen gekarrt. Die Wurzeln waren noch in einer Plastikfolie verpackt. Er war zeitig aufgestanden, um bis Mittag mit der Arbeit fertig zu sein. Dann würde seine Frau vorbeikommen und eine selbst gebackene Zwiebelwähe mitbringen. Diese Stunde mit ihr wollte er nicht missen. Ein paar Worte mit seiner Frau plaudern, Wähe essen und dazu sauren Most trinken – es gab nichts Besseres. Otterbach hielt kurz inne und wischte sich mit dem Hemdsärmel über das verschwitzte Gesicht. Es war Gründonnerstag, Ende April, doch die Morgensonne brannte bereits kräftig herab. Nur ein paar Fotowölkchen hingen am Himmel. Insekten summten, Stockenten quakten, es roch nach Torf und Tulpen.

Von irgendwoher wehte der Duft von Clematis in seine Nase. Er blinzelte. Die Limmat, die vor der Schrebergartenanlage floss, glitzerte im Sonnenlicht. Er beobachtete zwei Schwäne, die so dicht über den Fluss flogen, dass ihre Flügel dabei auf das Wasser klatschten. Von weit her war eine S-Bahn zu hören, die über eine Eisenbrücke ratterte. Auf dem Kloster-Fahr-Weg, der vor seinem Schrebergarten an der Limmat entlangführte, waren bisher nur wenige Spaziergänger zu sehen.

Erneut trieb Otterbach den Spaten in den Boden. Das Loch war noch nicht tief genug. Plötzlich stiess er mit seinem Spaten auf einen Widerstand. Er probierte es eine Handbreit daneben. Doch auch hier kam er nicht weiter. Irgendetwas lag hier vergraben. Ein Stein war es nicht, der hätte sich härter angefühlt. Otterbach legte den Spaten beiseite. Sein Rücken schmerzte. Doch wegen solcher Gebrechen konnte er sich in seinem Alter nicht beklagen. Siebzig Jahre hatte er auf dem Buckel. Er zog seine Arbeitshandschuhe aus und steckte sie in die Tasche seiner grünen Latzhose. Dann begab er sich zum Schrebergartenhäuschen aus dunkel gebeiztem Holz, das er vor Jahren errichtet hatte. Der grosse Fensterladen zur Flussseite hin und die Holztür waren honiggelb lackiert. Seine Frau fand, dass es hübsch aussehen würde. Von der Brüstung der Veranda nahm er eine Thermoskanne, schraubte den Verschluss ab und goss sich gesüssten Milchkaffee in einen Plastikbecher. Er nahm einen kräftigen Schluck. Nächste Woche würde er in seinen Beeten Tomaten, Kopfsalat, Kohl und Randen setzen, dazu allerlei Kräuter wie Rosmarin, Basilikum und Petersilie. Er freute sich schon jetzt auf die Ernte. In einem Beet zum Nachbarn hin stand ein Meer von Tulpen. Eine Pergola vor der Veranda war umrankt von den Reben eines Weinstocks. Im Sommer würden seine Blätter angenehmen Schatten spenden. Seine Frau lag dort gerne auf einer Campingliege und las ein Buch.

Nach einer Weile der Ruhe, in der er die Sonnenstrahlen auf seinem Gesicht genossen hatte, ging er zum Geräteschuppen und holte eine Schaufel. Ächzend stieg er wieder in die Grube, in der das Wasser stand. Vorsichtig schaufelte er ein wenig feuchte Erde beiseite. Nach ein paar Minuten stiess er auf eine schwarze Plastikfolie. Er bückte sich, griff die verdreckte Plane mit beiden Händen und versuchte sie aus der Erde zu zerren. Vergebens. Er nahm die Schaufel und trug die Erde in der Grube vorsichtig ab. Die Fläche der Plastikfolie, die er freilegte, wurde immer grösser. Da merkte Otterbach, dass er dabei war, einen grossen Abfallsack auszugraben, der mit irgendwelchem Unrat gefüllt war. Der süssliche Geruch von Moder stieg in seine Nase. «Wer hat hier seinen Müll vergraben?», murmelte er verärgert. Das musste vor vielen Jahren gewesen sein, denn er war zu dem Schrebergarten bereits vor über vierzig Jahren gekommen. Sein Vorgänger war damals unerwartet verstorben. Die Gärten an der Limmat waren sehr begehrt. Jahre zuvor hatte er sich beworben und war auf der Warteliste ganz nach oben gerutscht. Der Vereinsvorstand hatte ihn endlich dazu auserkoren, den Garten zu übernehmen. Er war zu jener Zeit frisch verheiratet. Vielleicht hatte das den Ausschlag gegeben. Seit dann war es niemandem möglich gewesen, etwas in seinem Boden zu vergraben, ohne dass er es bemerkt hätte. Otterbach überlegte. Der Abfallsack war viel grösser als die Grube, die er ausgehoben hatte. Fünfzig Zentimeter hatte er freigelegt. Der Rest verschwand auf der anderen Seite der Grubenwand in der Erde. Mist, dachte er. Es dauert mindestens eine Stunde, das alles auszugraben. Er krepelte die Ärmel seines schwarz-rot karierten Flanellhemds zurück, spuckte in die Hände und zog seine Arbeitshandschuhe wieder an. Los geht's, dachte er grimmig. Dann stach er mit dem Spaten in den Lehmboden, den Holzstiel fest im Griff. Je tiefer er grub, umso feuchter wurde

die Erde. Wozu machte sich jemand die Mühe, hier seinen Unrat zu vergraben?, fragte er sich. Noch dazu so tief im Boden. Hoffentlich hat hier niemand Giftmüll entsorgt. Er musste auf der Hut sein.

«Guten Morgen, Lothar, schon so früh auf den Beinen?»

Otterbach blickte auf. Es war der Nachbar. Er lehnte am Zaun mit einer Pfeife im Mund. In der Schrebergartensiedlung duzte man sich.

«Ja, ich pflanze einen Feigenbaum, ein Geburtstagsgeschenk meiner Frau», antwortete Otterbach und zeigte über seine Schulter nach hinten, wo der Baum stand. «Dabei bin ich auf einen Abfallsack gestossen, den hier jemand vergraben hat.»

«Oje, das ist ärgerlich», sagte der Nachbar und stiess einen Rauchkringel aus. «Es ist furchtbar dumm, so etwas zu tun. Soll ich dir helfen oder schaffst du das alleine?»

«Vielen Dank, aber das krieg ich hin. Ich brauche nicht mehr lange.»

«Sei vorsichtig, vielleicht hat hier jemand etwas entsorgt, das gefährlich ist.»

«Ja, ich passe auf.»

Der Nachbar verabschiedete sich mit einem Nicken und zog sich in seinen Garten zurück. Otterbach setzte den Spaten wieder an. Nach einer halben Stunde hatte er die Lehmschicht bis zum schwarzen Abfallsack abgetragen. Vorsichtig entfernte er die nasse Erde rund um den Sack. Es stank widerlich nach fauligem Wasser, nach Kloake. Resigniert stellte er fest, dass immer noch ein Teil des Plastiksacks im Erdboden steckte. Dabei hatte er ihn schon in einer Länge von einem Meter dreissig freigelegt. Otterbach seufzte. Er bückte sich und strich mit der Hand über den Abfallsack. Der fühlte sich fest an. Er enthielt keinen losen Unrat, sondern einen festen Gegenstand. Was konnte das wohl sein? Kurzentschlossen streifte er den rechten Handschuh

ab, griff in die Tasche seiner Latzhose und holte ein Schweizer Sackmesser hervor. Am Ende des schwarzen Sacks stach er hinein. Er steckte seine Hand durch das Loch und fühlte dicken, feuchten Stoff, vielleicht war es ein Teppich. Otterbach wandte seinen Kopf ab, der Gestank war unerträglich. Er setzte das Taschenmesser erneut an und vergrößerte das Loch. Mit beiden Händen riss er die Plastikfolie mit einem Ruck auseinander. Plötzlich fuhr ihm der Schreck wie noch nie zuvor in die Glieder. Ein bleiches Gesicht starrte ihm entgegen, die trüben Augen waren geöffnet, die schütterten Haare klebten am Schädel. Entsetzt sprang Otterbach zurück und wäre beinahe über den Grubenrand gestürzt. «Oh mein Gott, eine Leiche», entfuhr es ihm. «In meinem Garten liegt eine Leiche!» Mit einem Satz stieg er aus der Grube, eilte den Beeten entlang zur Veranda, wo er auf der Brüstung sein Handy abgelegt hatte. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Vor Aufregung wäre ihm fast das Smartphone aus der Hand gefallen. Mit zittrigen Fingern wählte er 117, die Notfallnummer der Stadtpolizei.

«Kennen Sie die Geschichte vom Schiff des Theseus?», fragte Sara Hadorn.

«Nein, noch nie davon gehört», antwortete Sokrates interessiert. «Erzählen Sie, ich mag Geschichten.»

Sokrates sass auf einem Rattansessel in der «Pusteblyume». Ihm gegenüber hatte Sara Platz genommen. Ihre schlanken Beine waren übereinandergeschlagen. Sie trug eine kaffeebraune Leinenhose, dazu eine moosgrüne Bluse mit winzigen roten Tulpen. Langsam rührte sie einen Löffel in ihrer Espresso-tasse, schleckte ihn ab und trank einen Schluck. Auf ihre vollen Lippen hatte sie einen weinroten Lippenstift aufgetragen.

Die nussbraunen Locken rahmten ihr ebenmässiges Gesicht und fielen ihr weich über die schmalen Schultern. Ihre grünen Augen blitzten schelmisch im warmen Licht der Reispapierlampe, als sie zu erzählen begann.

«Theseus ist ein Held der griechischen Mythologie. Von ihm wird gesagt, dass er eine Galeere mit dreissig Rudern besass. Regelmässig brachte er sein Schiff auf eine Werft und liess die Planken, die morsch geworden waren, durch neue ersetzen. So geschah es, dass im Laufe der Zeit alle Teile der Galeere ausgetauscht wurden. Eines Tages war nichts mehr davon original. Als Theseus darüber nachdachte, fragte er sich: Ist das eigentlich noch mein Schiff?» Sara schaute Sokrates spitzbübisch an. «Nun, was denken Sie? Alle Teile der Galeere wurden ersetzt. Ist es dennoch das Schiff des Theseus oder ist es ein anderes?»

Sokrates lächelte. «Sie haben mich erwischt, Sara. Ein interessantes Gedankenexperiment. Woher kennen Sie diese Geschichte?»

«Ein Professor hat sie vor langer Zeit einmal erzählt, als ich seine Philosophievorlesung besucht habe. Ich fand sie so spannend, dass ich sie nicht mehr vergesse.»

«Das ist sie in der Tat, sehr interessant.» Sokrates beugte sich nach vorne, nahm von einem Porzellanschälchen, das auf einem Glastisch mit Korbgeflecht stand, einen Butterkeks und biss hinein. «Wann verliert etwas seine Identität? Wie viel kann man wegnehmen, bevor jemand etwas anderes wird? Eine schwierige Frage, Sara. Lassen Sie mich darüber nachdenken.»

«Solange Sie mögen, Sokrates», antwortete Sara fröhlich. Sie wickelte eine Locke um ihren Zeigefinger. «Darf ich Ihnen noch einen Espresso bringen?»

«Gerne. Ich fürchte, ich brauche eine Weile für eine Antwort.»

Sara erhob sich, stellte die leeren espressotassen auf ein Tablett und begab sich zu einer Kaffeekolbenmaschine, die auf

einer geschwungenen Kommode aus Wurzelholz stand. Sokrates blickte sich um. Vor einem Jahr hatte er zum ersten Mal die «Pusteblyume» betreten und Sara kennengelernt. Jede Woche arrangierte sie ihre Pflanzen neu. Auf einem langen Tisch aus geschliffenem Beton standen weisse Porzellanvasen in allen Grössen und Formen, in denen Blumengebinde zu sehen waren. Auf beiden Seiten des Tisches befanden sich bauchige Amphoren mit gelb blühenden Forsythien. In Tontöpfen, die entlang einer hellgrau gestrichenen Wand aufgestellt waren, standen Rosskastanienzweige im Wasser. Spots an der Decke beleuchteten die Pflanzen und Blumenarrangements.

Sokrates sog die Luft tief ein. Es roch betörend nach Frühling. Ihm gegenüber hing ein grosser Spiegel mit Goldrahmen an einer honigfarbenen Wand. Er sah sich darin zusammengesauert sitzen. Wie eine Kröte, fand er. Das blau-weiss gestreifte Hemd spannte um seinen Bauch. Der Buckel drückte durch die mausgraue Jacke, die an den Ellenbogen schon etwas abgewetzt war. Er richtete sich auf, um weniger bucklig auszusehen. Er hörte, wie der Espresso ratternd in die Porzellantasse tropfte, roch das Aroma von frisch gemahlenem Kaffee, das sich mit dem Blütenduft mischte und spürte die kühle Luft des Blumenladens in seinem Gesicht. Er fühlte sich gut. An seiner Figur musste er allerdings noch arbeiten, nahm er sich vor. Heute hatte er einen freien Tag eingegeben. Er war zwar auf Brandtour, musste also ausrücken, sobald irgendwo in der Stadt eine Leiche gefunden wurde, aber mit ein wenig Glück passierte das nicht.

Sokrates fing an zu zählen. Wenn Sara bis siebenundzwanzig einen Blick auf mich wirft, wird es heute ein guter Tag, ohne eine Leiche, dachte er. Sara war gerade dabei, Milch in einen weissen Porzellankrug mit aufgemalten Blümchen zu giesen, als sie plötzlich zu ihm aufblickte und ihn anlächelte. In diesem

Moment war er bei siebzehn angelangt, ein gutes Omen! Sokrates lächelte zurück. Sara kam mit einem Tablett zu ihm und tischte Espresso und ein schmales Glas mit Mineralwasser auf.

«Voilà», sagte sie und setzte sich wieder zu ihm. «Haben Sie eine Antwort gefunden? Ist das neue Schiff immer noch das Schiff des Theseus?» Auf ihren Wangen bildeten sich Grübchen, wie immer, wenn sie sich freute.

«Sie haben mir ein Paradoxon vorgesetzt», antwortete Sokrates und nippte am Espresso. «Mich erinnert Ihre Geschichte an ein impressionistisches Gemälde. Einige Meter vom Bild entfernt sieht man zum Beispiel eine Balletttänzerin von Degas. Tritt man aber ein paar Schritte nach vorne, zerfällt das Bild in einzelne Farbtupfer. Die Tänzerin verschwindet.»

Sara hörte ihm gebannt zu. Sokrates freute sich, dass eine so schöne Frau Zeit mit ihm verbrachte. Er spürte, dass sie ihn mochte.

«So ist es vielleicht auch mit einem Menschen. Er besteht nur aus einzelnen Farbtupfern. Es gibt kein festes Ich. Seine Identität setzt sich aus unzähligen winzigen Teilchen zusammen, aus Sinneswahrnehmungen, Erinnerungen, Gefühlen und Gedanken, die sich im Laufe des Lebens ständig ändern. Nein, mehr noch: Von Sekunde zu Sekunde kommt etwas Neues hinzu, Altes verschwindet. Trotzdem bleibt es der gleiche Mensch.»

«Das Schiff des Theseus bleibt also sein Schiff, denken Sie, auch wenn sämtliche Planken ausgewechselt wurden?» fragte Sara und berührte mit den Fingern ihren Hals.

Sokrates zog belustigt eine Augenbraue nach oben. «Ja, das ist meine Meinung. Vorläufig wenigstens. Bis zum erwiesenen Irrtum.» Er nahm einen Schluck Mineralwasser. «Beim Menschen erneuern sich ja auch ständig die Zellen. Im Laufe seines Lebens wird er mehrfach komplett ersetzt. Ist der Mensch deshalb ein anderer geworden? So ist es auch mit dem Schiff des Theseus.»

«Die Geschichte vom Schiff des Theseus ist aber noch nicht zu Ende», sagte Sara vergnügt. Sokrates spürte, wie aufgeregt sie war. «Wollen Sie die Pointe hören?»

«Unbedingt, Sara, ich bin gespannt.»

«Der Schiffbauer auf der Werft, der die alten Planken auswechseln musste, fand es schade, sie einfach fortzuwerfen», fuhr Sara fort. «So beschloss er, die Planken auf einem anderen Dock wieder genau gleich zusammenzusetzen. Jedes Schiffsteil erhielt exakt die gleiche Position. Nun gab es also zwei Schiffe: Das Schiff des Theseus, das aus lauter neuen Planken bestand, und das Schiff des Schiffbauers, das aus den Originalteilen vom alten Schiff des Theseus gebaut wurde.» Sara neigte sich nach vorne. Ihre Augen funkelten. «Sokrates, welches der beiden ist nun das Schiff des Theseus?»

Sokrates lachte laut. «Sara, es ist äusserst anregend, sich mit Ihnen zu unterhalten. Sie haben mich schon wieder drangekriegt. Da muss ich passen. Haben Sie eine Antwort?»

«Nein, ich kann mich nicht entscheiden, welche der vier möglichen Antworten die richtige ist. Entweder ist das Schiff mit den Originalteilen das Schiff des Theseus oder das Schiff mit den neuen Planken. Oder beide Schiffe sind Theseus' Schiffe oder keines davon. Soviel ich weiss, gibt es keine Antwort auf diese Frage. Sie wird von Philosophen immer noch diskutiert.»

«Na, dann schlage ich vor, abzuwarten, was die herausfinden», erwiderte Sokrates. «So müssen wir uns nicht weiter den Kopf darüber zerbrechen.»

Sara lachte. Ihre weissen Zähne standen in einer Reihe. «Eine gute Idee. Hören wir mit dem Philosophieren auf. Haben Sie heute einen anstrengenden Tag vor sich?»

Sokrates wollte antworten, als sein Smartphone zu surren anfang. Er griff in seine Jackentasche und sah auf dem Display die Nummer der Einsatzzentrale. Oh nein, dachte er, hoffent-